Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 338. **Freitag** den 5. Juli 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Kampf bis zum Ende; Andries de Wet; Wirthschaftliche Lage der neuen „Colonien".

* **London**, 4. Juli. Unterhaus. (Fortsetzung.) Bei der Berathung der zweiten Lesung der Anleihebill erklärte Hicks Beach in Beantwortung mehrerer Anfragen, es sei nahe gelegt worden, dem Kriege ein Ende zu machen. Von Kitchener sei ein Telegramm eingegangen, in dem eine Bekanntmachung der Boerenführer in Transvaal wiedergegeben sei, wonach **die Boeren für ihre Unabhängigkeit kämpften, die sie nie aufgeben würden.** (Beifall bei den Iren.) Das seien Bedingungen, die England ihnen nicht bieten könne. (Beifall.) Ein wesentlicher Theil der Kriegskosten müsse Transvaal und dem Oranje-Freistaat auferlegt werden, es könne aber nichts unternommen werden, ehe nicht der Krieg vorüber und das Land beruhigt sei. Bei der Bemessung des Betrages der Besteuerung der Goldminen müßten auch die Gewinnvortheile in Erwägung gezogen werden, welche ihnen aus der Beseitigung des Dynamitmonopols erwüchsen. Die Regierung würde indessen nichts thun, was die Entwickelung der Minen behindern könne. — Auf die Rede des Schatzkanzlers Hicks Beach folgte eine sehr erregte Debatte. Lloyd George greift heftig die Politik der Regierung in Südafrika an und bespricht die Gefahren, die ihr entspringen. Hierauf bedauert der Kriegsminister Brodrick, der unter vielfachen Unterbrechungen der Iren spricht, den Ton der Reden von George und anderen, die darauf berechnet seien, den Krieg zu verlängern, und theilt mit, daß Botha kürzlich von Lord Kitchener die Erlaubniß erhalten habe, an Krüger chiffrirte Telegramme abzusenden. Als Antwort sei eine unter dem 20. Juni ausgefertigte und von Burger und Steijn unterzeichnete Mittheilung eingetroffen, die den Passus enthielt, Krüger habe erklärt, daß er und die Boerendeputation **noch immer der festen Zuversicht seien, der lange Kampf werde in befriedigender Weise beendet werden, und daß nach den Opfern an Gut und Blut der Krieg fortgesetzt werden müsse.** — Was ihn und die Boeren-Deputation betreffe, so seien alle Schritte gethan, um für die Frauen und Kinder, sowie für die Kriegsgefangenen zu sorgen. Je eher jetzt, fährt Brodrick fort, in einer Versammlung, der auch Botha, Devet, Delarey und andere Führer der Boeren beiwohnten, eine Resolution gefaßt worden, in der erklärt wird, daß **kein Friede geschlossen oder angenommen werden solle um den Preis der Aufgabe der Unabhängigkeit der Boeren oder der Interessen der Capholländer** und daß der Krieg aufs Lebhafteste fortgesetzt werden solle. Es seien, fährt Brodrick fort, in den letzten drei Monaten befriedigende Fortschritte in der Führung des Krieges gemacht worden. Die Regierung werde sich der verbrecherischen Thorheit nicht schuldig machen, auf Geheiß der Opposition heute Bedingungen zuzugestehen, welche sie im Jahre 1900 nicht bewilligt hätte. Schließlich spottet Brodrick über das Schweigen Campbell Bannermann's in dieser Debatte. Campbell Bannermann ergreift hierauf das Wort und erwidert, die dem gesunden Menschenverstand entsprechenden Anschauungen von Lloyd George seien die der großen Mehrheit des Volkes. Die Regierung werde nach Ansicht der großen Mehrheit der Opposition verkehrte Mittel an. Der einzige Weg zu einer befriedigenden Beendigung des Krieges sei der, dem Feinde versöhnlich entgegenzukommen. Redner fordert das Haus auf, gegen den Satz Einspruch zu erheben, daß England die Boeren ohne Gnade und Rücksicht niederschlagen müsse. Allerdings müsse der Krieg zu einem erfolgreichen Ende geführt werden. Die Herbeiführung des Endes müsse durch eine versöhnliche und freundliche Haltung beschleunigt werden. Balfour bemerkt hierauf, Bannermann habe sich selbst als auf der Seite der Boeren stehend bezeichnet. Bannermann erhebt Einspruch gegen die Bezeichnung „pro boer", worauf Balfour den Ausdruck zurücknimmt. Balfour fährt weiter aus, manche Mitglieder des Hauses zeigten sich sehr um die Frauen und Kinder der Boeren besorgt, thäten aber Alles, was sie könnten, um den Krieg in die Länge zu ziehen und dadurch Leiden über die unschuldige Bevölkerung zu bringen. Die Boeren rühmten sich, daß sie in England eine große Partei zu ihren Gunsten hätten, welche schließlich die Geschicke des Reiches bestimmen und den Boeren die Unabhängigkeit geben werde. Nach Schluß der Debatte wird die zweite Lesung der Anleihe-Bill mit 207 gegen 87 Stimmen angenommen.

* **Brüssel**, 4. Juli. In der Repräsentantenkammer interpellirte der Fortschrittler Lorand die Regierung über die Winke, die die belgische Polizeiverwaltung Andries Dewet ertheilt habe. Er fragte, ob die Regierung Dewet wirklich habe ausweisen wollen und erinnert daran, daß die Regierung i. J. auch den Präsidenten Krüger ersucht habe, in Belgien seinen Aufenthalt zu nehmen. Die Regierung wird die Interpellation morgen beantworten.

* **Pretoria**, 4. Juli. Eine hier veröffentlichte Proclamation bestimmt, daß, wenn die Contrahenten infolge eines Vertrags, der sich auf Kauf oder Pachtung von Farmen und Erwerb von Minenrechten bezieht, wegen des Krieges außer Stande sind, die Verpflichtungen eines solchen Vertrags zu erfüllen, der Zeitraum vom 11. October 1899 an bis zu einem feststehenden Tage bei der Berechnung der Geltungsdauer des betreffenden Vertrags nicht einbezogen werden soll. Die Proclamation hat für den Fall, daß der Vertrag aus dejouteren Gründen nicht erfüllt worden ist, keine Giltigkeit. Sie betrifft im Uebrigen Transvaal und den Oranje-Freistaat. Zugleich ist in Pretoria jetzt ein Bureau für die Eintragung neuer Gesellschaften eröffnet worden.

Wessen Pferde halten am längsten aus?

Aus Capstadt, 12. Juni, sendet uns unser dortiger ständiger Mitarbeiter die folgende interessante Darstellung:

Obwohl man den amtlichen englischen Angaben nicht allzu viel Glauben schenken darf, so ist doch selbst nach ihnen nicht daran zu zweifeln, daß England schon bis zum Beginne dieses Jahres an 200 000 Pferde und Maulesel zu Kriegszwecken hier gelandet hat. Und was für stattliche Thiere waren nicht die Pferde aus Ungarn und die Maulesel aus Nordamerika, die wir sahen! Außerdem wurden gleich zu Anfang des Krieges viele Tausende Pferde und Maulesel im Caplande und in Natal aufgekauft. Aber ach, die meisten der eingeführten Thiere müssen nun schon crepirt oder für militärische Zwecke zeitweise oder ganz unbrauchbar geworden sein! Und kein Wunder: Klima und Lebensweise sind doch zu verschieden von den ausländischen Plätzen; man sagt, die aus England eingeführten Rosse hätten sogar „gestreikt" und waren nicht zu bewegen, das aus Amerika eingeführte Futter zu fressen. Geschont hat man die Thiere auch nicht, weder auf der Hatz hinter den Boeren noch bei den gemeldeten „geordneten Rückzügen", alias wilder Flucht. Aus dem Munde mancher englischer Soldaten kann man hören: „In den letzten drei Monaten habe ich 10 oder 12 Pferde zu Schanden geritten." Dazu hat Pferdekrankheit und Feindeskugel auch gewaltig unter den Thieren aufgeräumt. Bei dieser Pferdenoth brachte der Einfall der Boeren in die Colonie eine rechte Hilfe, denn nun konnte Martial Law im ganzen Lande verhängt werden, d. h. alle eben nur brauchbaren Reit- und Zugthiere konnten in der Capcolonie dem Militär „commandirt" werden. Verkaufen darf jetzt Niemand ein Pferd, außer an das Militär.

Von den circa 200 000 Pferden in der Capcolonie sind dann innerhalb der letzten Monate an 30 000 so „verkauft" worden, so daß mit schon früher wirklich verkauften sicher weit über ein Viertel des ganzen Pferdebestandes der Colonie militärischen Zwecken dienen muß. Die in die Colonie eingefallenen Boeren ihrerseits haben, wo sich Gelegenheit bot, auch die besten Pferde „commandirt", und so ist ersichtlich, daß der gezwungene Beitrag an Pferdefleisch zu dieser Kriegsführung von schwerwiegenden Folgen für den Landbau der ganzen Colonie ist. Mir sind persönlich Leute in der Karoo bekannt, die über 200 Pferde besaßen, Alles ist ihnen „abcommandirt" geworden, und einer von ihnen muß sich jetzt mit zwei alten abgearbeiteten Mauleseln behelfen. Allerdings verkauft das englische Militär hier und da von den Pferden, die zur Erholung in die nahe der Küste gelegenen Depots geschickt werden, um die unzufriedenen Farmer wieder zu beruhigen; oder man leiht dem Farmer sogar einige dieser Thiere. Viele dieser Rosinanten sind aber schon so weit herunter, daß alle Pflege vergeblich und die Farmer diese wieder zurücksenden — so weit sie nicht unterwegs crepiren.

Der jetzige Krieg scheint also nun in das Stadium getreten zu sein, wo es sich darum handelt, wessen Zugthiere (denn außer Mauleseln finden auch viele Zugochsen Verwendung) und vor Allem: wessen Pferde es am längsten aushalten werden. An der nöthigen Munition wird es den Boeren nicht fehlen, dafür sorgen schon die englischen Soldaten, die sich dem Feinde übergeben. Man sagt, daß der wöchentliche Verlust an Pferden bei der englischen Armee 500 beträgt. Die Boeren wissen, daß das Pferdematerial jetzt eine Hauptrolle spielt, und handeln demgemäß. Zunächst wissen sie mit Pferden umzugehen. Während die Engländer des Nachts ihre Pferde anbinden, denen sie etwas von dem mitgeschleppten eingeführten Futter vorwerfen, wobei die Thiere öfters im schneidenden Winde stillstehen müssen, lassen die Boeren ihre Pferde frei laufen, treiben sie in kalten Nächten hügelan, wo ein wärmerer Luftzug weht und die Thiere auch ihr gewohntes Futter im Felde finden. Selbst wo nicht viel zum Fressen vorhanden zu sein scheint, schlägt das afrikanische Pferd mit seinem Hufe die saftige und viel verbreitete Quecke los, die ihm besser mundet, als das eingeführte Futter von England und Amerika.

Dann aber sind die Boeren auch gut orientirt über die verschiedenen Pferdedepots der Engländer und wissen auch manchen Eisenbahnzug mit Pferden zu berauben. Es schmerzt die Leute in der Colonie auch nicht gerade, wenn die Nachricht eintrifft: die meisten Pferde, die aus Eurem Districte „commandirt" worden, sind da und dort den Boeren in die Hände gefallen. Im Gegentheil. Oefters aber werden die Pferdedepots angefallen, von Johannesburg bis bei Beaufort, und selbst am hellen lichten Tage die Beute weggeholt. In Khaki gekleidet, nähert sich vielleicht ein Boer den Farbigen, die einen Trupp Pferde in der Nähe des englischen Lagers weiden lassen, benimmt sich wie ein englischer Officier und giebt den Befehl, die Thiere mehr nach jenem Hügel zu treiben, wo bessere Weide sei — und auch noch ein bischen weiter über die Anhöhe hinaus. Langsam reitet der angebliche englische Officier weiter, und das Ende ist, daß solcher Trupp Pferde auf Nimmerwiedersehen aus den Augen der Engländer verschwindet. Eine der schönsten „Pferdefängereien" geschah zu Nelspoort in der Nähe von Beaufort. Dort wohnt ein sehr reicher Farmer D. Villiers, leider ein eingefleischter Jingo. Derselbe veranstaltete für die Officiere und Mannschaften, die zum Schutze des Pferdedepots dort stationirt waren, ein abendliches Festessen. Japanische Lampen erleuchteten den Festplatz, man aß und trank und war guter Dinge, denn vom Feinde war ja weit und breit keine Spur zu sehen. Nach dem Katzenjammer fiel es am nächsten Tage einem unter ihnen doch auf, daß einige Pferde so mager aussähen, — wohl infolge der versäumten Fütterung am Festabend; daß die Hufeisen einiger Pferde recht schlecht waren — und die Thiere waren doch erst kürzlich gut beschlagen worden —; endlich daß die Rücken einer Anzahl Pferde wund waren. Da ging der Wacht ein Licht auf. Man erzählt, daß dann zum Ueberfluß auch ein Brief der Boeren an den Commandanten eingetroffen, des Inhalts, daß die Boeren gegen 500 der besten Pferde dort weggeholt, dafür aber einige Hundert ihrer abgetriebenen Pferde zurückgelassen, die man recht freundlich ersuche, gut zu pflegen und neu zu beschlagen, bei der nächsten Visite würden die Boeren sie wieder abholen.

Der Commandant mag nicht wenig wüthend geworden sein über solche Unverfrorenheit der Boeren, und in der Meinung, sein freundlicher Gastgeber D. Villiers hätte mit den Boeren unter einer Decke gesteckt, ließ er den unschuldigen Jingo ins Gefängniß werfen. Nun, Herr D. Villiers ist jetzt wieder auf freien Füßen, aber schwerlich so leicht zu bewegen, wieder ein Gastmahl zu geben. Die Pferde bleiben aber futsch.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. Juli.

Unsere Leser werden sich des peinlichen Aufsehens erinnern, das bei der Presse aller Parteien Ende Mai dadurch hervorgerufen wurde, daß der „Berl. Local-Anz." an Stelle des „Reichsanzeigers" Mittheilungen über einen vom **Kaiser** im Casino des 2. Garde-Regiments gehaltenen **Trinkspruch** machen konnte; hatte doch der Kaiser darin u. A. auf ein Telegramm des Zaren über die Mission des Grafen Waldersee Bezug genommen. Wie berechtigt jenes Aufsehen und die daran angeknüpfte Kritik der Presse war, bewies außer der eingeleiteten Untersuchung nach dem Urheber der indiscreten Veröffentlichung eine gleichlautende Kundgebung des „Reichsanzeigers" und der „Nordd. Allg. Ztg.", worin diese Veröffentlichung als auf einem Vertrauensmißbrauch beruhend bezeichnet und getadelt wurde. Ueber das Ergebniß der damals eingeleiteten Untersuchung wird uns heute von zuverlässiger Seite mitgetheilt, daß kein Angehöriger des deutschen Officiercorps den Vertrauensmißbrauch begangen hat. Dieses Resultat muß mit um so größerer Genugthuung begrüßt werden, als die erwähnte Kundgebung des „Reichsanzeigers" und der „Nordd. Allg. Ztg." mit den Sätzen schloß: „Es widerspricht den allerhöchsten Intentionen und ausdrücklichen Weisungen Sr. Majestät, daß Ansprachen und Aeußerungen Allerhöchstdesselben bei militärischen Anlässen und in kameradschaftlichen Kreisen ohne ausdrückliche Ermächtigung durch die Presse verbreitet werden." — Die Feststellung, daß kein deutscher Officier über die ausdrücklichen Weisungen des obersten Kriegsherrn sich hinweggesetzt hat, genügt aber noch nicht, den Zwischenfall vergessen zu machen. Das kann nur geschehen, wenn man den Namen des Schuldigen und die Art seiner Bestrafung erfährt, oder wenn man inne wird, daß über kaiserliche Ansprachen und Aeußerungen bei militärischen Anlässen Schweigen beobachtet wird. Wenn der Schuldige und

Feuilleton.

Rechtsanwalt Lohmann.

Roman von Rudolf Jura.

11] Nachdruck verboten.

Der Rechtsanwalt blickte sie betroffen an und das Fräulein fuhr mit frecher Offenheit fort:

„Nun ja, Sie sind doch in der peinlichsten Verlegenheit, wie Sie sich mir gegenüber stellen sollen. Sie sind im Zweifel, ob ich im Besitze des Briefes bin oder nicht, und fürchten sich daher, mich durch irgend welche Gewaltmaßregeln zum Aeußersten, also zur wirklichen Vernichtung des Papiers, zur reizen. Dieser Zustand ist für mich ebenso günstig, wie für Sie unangenehm. Ich werde daher, obwohl der Brief thatsächlich verbrannt ist, Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Sie in Ihrem Zweifel zu erhalten."

„Ich zweifle jetzt nicht im Mindesten mehr", rief der Rechtsanwalt empört und strich sein Geld wieder ein, „sondern ich bin überzeugt, daß Ihnen gegenüber jedes Mittel erlaubt ist. Glücklicher Weise können wir ja den Brief selbst vielleicht ganz entbehren, da wir seit gestern Abend in dem Besitze Ihrer freundlichen Abschrift sind. Guten Morgen!"

Eilig begab er sich jetzt nach der Adalbertstraße. Denn er hatte schon früh im Krankenhaus erfahren, daß die Kranke wieder dorthin übergeführt worden war.

Er sprach zunächst bei der Frau Staatsanwalt vor und theilte ihr mit, daß er eine Abschrift des Briefes ihrer Schwägerin bei sich habe, und daß er hoffe, vielleicht schon damit die Rettung bewerkstelligen zu können.

Die Frau Staatsanwalt ließ sich durch seine überzeugte Sicherheit immer mehr zum Glauben an das von ihm behauptete Doppelleben der Frau Doctor bekehren. Sie ließ sich auch von seiner Hoffnung auf Heilung anstecken und ging mit ihm in die Wohnung ihrer Schwägerin hinauf, wo dieselbe eben ihre gewohnte Morgenarbeit beendet hatte und, wie immer in der zehnten Stunde, anfing, nach dem Briefe zu suchen.

Der Rechtsanwalt erschrak und das Herz zog sich ihm schmerzlich zusammen, als er ihr abgemagertes Gesicht mit den tiefgesunkenen Augen erblickte. In dieser elenden Verfassung sah die arme Kranke allerdings weder der Frau Doctor selbst, noch ihrem Dienstmädchen ähnlich. Er mußte mit Gewalt an sich halten, um das unglückliche Wesen nicht in seine Arme zu schließen. Denn ihm war, als könnte er sie mit seinen Küssen zum Bewußtsein und wahren Leben wieder aufwecken. Aber er bezwang sich, drängte die Thränen des Mitleids und der Liebe zurück, die ihm in die Augen schießen wollten, und redete sie mit ruhiger Freundlichkeit an:

„Es ist hier ein Brief von der Frau Doctor an Sie. Ich will ihn Ihnen vorlesen."

Ihre grauen Augen hefteten sich mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Lippen und auf seinen Brief, und gierig lauschte sie seinen Worten, als er nun las:

„Jetzt wache auf! Vergiß all das Niedrige, was Du soeben gethan hast, und sei wieder, wie früher, die feine, vornehme Frau Doctor Römer."

Die Wirkung dieser Worte, die er langsam und nachdrücklich gesprochen hatte, war unverkennbar. Ein freudiges Zittern lief durch ihren Körper. Sie athmete hastig, wie Einer, der sich bemüht, einen schweren Traum abzuschütteln, und sprach mit einem unendlich rührenden, flehenden Ton in der Stimme:

„Ja, das ist wohl richtig. Geben Sie mir den Brief! Bitte, bitte, geben Sie mir ihn. Ich muß ihn selbst lesen. Er muß doch auf dem Nachttisch gelegen haben. Nicht wahr? Es ist sonderbar, daß ich ihn nicht gefunden habe, als ich vorhin suchte. Lassen Sie mich noch einmal nachsehen!"

Von einer plötzlichen Eingebung beseelt, gab der Rechtsanwalt jetzt den Brief der Frau Staatsanwalt, die seinen Wink sogleich verstand und, während er die Kranke noch zurückhielt, ins Schlafzimmer eilte. Dort traffte sie den Brief so um, daß die begleitenden Zeilen Fräulein Kurzmüller's verschwanden und nur die eigentliche Abschrift sichtbar blieb, und legte ihn auf den Nachttisch.

Kaum hatte sie dies Werk beendet, da trat ihre Schwägerin ein und griff sogleich nach dem Zettel, den sie mit frohem Staunen auf seinem gewohnten Platze liegen sah.

Sie nahm ihn zur Hand und setzte sich nach ihrer Gewohnheit damit in den großen Polsterstuhl am Fenster, um ihn in Ruhe zu lesen.

Sowie sie jedoch die ersten Blicke auf die fremden Schriftzüge geworfen hatte, ließ sie enttäuscht das Blatt sinken und die Thränen traten ihr in die Augen über den boshaften Schabernack, der ihr nach ihrer Meinung gespielt worden war.

„Das hat die Frau Doctor nicht geschrieben", sagte sie. „Das ist nicht ihre Schrift und auch nicht ihr Briefpapier. Ich muß aber den Brief lesen, den sie selbst mir geschrieben hat. Das ist meine Pflicht. Und ich werde ihn suchen, bis ich ihn finde. Wenn Sie wissen, wo er liegt, so zeigen Sie mir ihn doch, bitte, bitte! Ich muß ihn doch lesen. Und ich habe ihn Emil gegeben, und der hat ihn behalten. Warum kommt er nicht und giebt ihn mir zurück?"

Immer aufgeregter schrie sie nun nach dem Brief, und alsbald verfiel sie wieder in einen jener Anfälle, die nun schon den dritten Tag ihren geschwächten Körper verzehrten.

Die Frau Staatsanwalt war jetzt nicht mehr im Zweifel darüber, in der Unglücklichen ihre Schwägerin vor sich zu haben, und bemühte sich mit liebevoller Sorgfalt, ihr in ihrem Leiden Erleichterung zu schaffen. Aber jede Handreichung, jeder lindernde Versuch war bei diesem halb ohnmächtigen, nur von einer unbewußten fieberhaften Wuth geschüttelten Körper vergebens. Es war nichts Anderes zu thun, als ruhig abzuwarten, bis der Anfall seine Kraft erschöpft haben und nach der Krisis die unausbleibliche Ermattung wieder eintreten würde.

Der Rechtsanwalt stand in verzweifelter Unthätigkeit daneben. Der Versuch mit der Abschrift war gründlich fehlgeschlagen, und die Urschrift dem boshaften Fräulein Kurzmüller aus den Händen zu reißen, wollte ihm auch kein Mittel einfallen. Gerettet aber mußte die Geliebte werden. Um jeden Preis! Was also thun?

Es war ihm unmöglich, jetzt so gänzlich unverrichteter Sache wieder davon zu gehen, ohne wenigstens einen neuen Plan gefaßt zu haben, und nachdenklich setzte er sich an den Schreibtisch der Frau Doctor, um über einen neuen Rettungsweg nachzusinnen.

In der Mitte des Schreibtisches, in einem offenen Fach des Aufsatzes, lag das Briefpapier der Frau Doctor, und als sein Auge auf die zierlichen, elfenbeingelblichen Bogen fiel, stieß er plötzlich einen Laut freudiger Erkenntniß aus, als habe er unvermuthet einen kostbaren Fund gemacht.

Der Gedanke, der ihm beim Anblick des Briefpapiers gekommen war, war so einfach und selbstverständlich, daß er sich selbst wunderte, nicht sogleich darauf verfallen zu sein.

Mit einer raschen Kopfwendung und lebhafter Stimme rief er die Frau Staatsanwalt herbei, zeigte ihr das Briefpapier und fragte:

„Sind dies die Briefbogen, die Ihre Frau Schwägerin gewöhnlich zu benutzen pflegt? Wie scheint es so. Denn mir hat sie alle geschäftlichen Mittheilungen immer auf diesem Format gemacht. Aber es wäre ja möglich, daß sie noch anderes im Gebrauch hätte."

„Meines Wissens nicht. Es ist ja auch nichts weiter auf dem Schreibtisch zu bemerken. Aber warum fragen Sie?"

„Weil ich sicher sein will, daß wir unseren neuen, künstlichen Brief auch wirklich auf dem richtigen Papier herstellen."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Die Sache ist aber sehr einfach. Sie haben vorhin selbst gehört, daß unsere Abschrift nur deshalb ihre Wirkung auf die Kranke verfehlte, weil sie beim Lesen des wohlbekannten Wortlautes bemerkte, daß weder die Handschrift der Frau Doctor, noch das echte Papier vorhanden war. Diesen beiden Fehlern läßt sich aber leicht abhelfen. Hier haben wir das echte Briefpapier Ihrer Frau Schwägerin, und auf diesem Papier werden wir auch sogleich ihre echte Handschrift haben."

Erstaunt und ungläubig blickte ihn die Frau Staatsanwalt an. Er aber fuhr weiter fort:

„Sie scheinen ganz zu vergessen, daß Ihre Frau Schwägerin in eigener Person, wenn auch bewußtlos, da vor uns auf dem Divan liegt! Sie selbst muß uns Beihilfe zu ihrer eigenen Errettung leihen. Sehen Sie, sie athmet schon ruhiger. In wenigen Minuten wird ihr Anfall vorüber sein. Dann pflegt sie doch immer einige Zeit bei klarem Bewußtsein, wenn auch nur bei ihrem hypnotischen Dienstmädchenbewußtsein, zu bleiben. Diese Zeit müssen wir ausnutzen. Legen wir hier immer Alles zum Briefschreiben zurecht. Ein paar Zeilen nach Dictat zu schreiben, wird sie doch im Stande sein."

Jetzt erst verstand die Frau Staatsanwalt seinen Plan.

„Ja, nun sehe ich, wo Sie hinaus wollen", rief sie glückstrahlend. „Gott segne Sie für diesen guten Gedanken! Wenn wir sie dazu bringen können, zu schreiben, muß die Sache ja gelingen!"

Ungeduldig standen sie nun Beide an ihrem Lager und warteten das Ende ihrer Ohnmacht ab. Der Wuthanfall war schon vorüber. Sie lag in ruhigem Schlummer, und nach fünf Minuten schlug sie verwundert die Augen auf.

„Stehen Sie auf", sagte jetzt der Rechtsanwalt in strengem, wenn auch nicht unfreundlichem Tone zu ihr. „Sie müssen einen Brief schreiben."

Die Kranke war noch müde und suchte sich dem Einfluß, den diese bestimmte Aufforderung unverkennbar auf sie ausübte, zu entziehen. Sie erhob sich zwar etwas von dem Divan, murmelte aber mit niedergeschlagenen Augen:

„Ich weiß nichts. Ich kann nicht schreiben."

Der Rechtsanwalt empfand wohl Mitleid mit ihrer Schwäche. Aber um ihrer selbst Willen durfte er nicht weichherzig sein und sie nicht schonen.

„Kommen Sie", fuhr er energisch fort. „Setzen Sie sich an den Schreibtisch und schreiben Sie. Es ist ein Auftrag der Frau Doctor Römer, den Sie auszuführen haben. Sie können sehr gut schreiben. Das weiß ich. Sie haben mir ja selbst erzählt, daß Sie der Frau Doctor allerhand Mittheilungen auf die Schiefertafel in der Küche zu schreiben pflegen. Hier ist Feder und Papier. Gehorchen Sie und schreiben Sie genau nach, was ich Ihnen dictire. Wenn Sie mit der kleinen Arbeit fertig sind, dürfen Sie sich wieder hinlegen und schlafen, so viel Sie wollen."

Er hatte ihr müde herabhängendes Gesicht unter dem Kinn gefaßt und in die Höhe gehoben und ihr fest in die jetzt so matten